

Wandertheater.

Von Leo Heller.

Im Dorf wird Theater gespielt. An den Mauern der Häuser und Scheunen, an den Laternenpfeilern und Wegweisern, die auf die Stragen ins Gebirg hinausblicken, liegen die Komödientexte, und die gar nicht wortkarge Kaufmannsrau erzählt mir, daß die Schauspieler sich schon wochenlang im Ort aufhalten, daß es brave und anständige Menschen seien, die keinem was zu leid tun, und daß sie fein gut Komödie spielen. Nur schade, daß sie keine besseren Geschäfte machen, aber die Kriegszeit ist halt schwer und hart, und wenn die Leute etwas übrig haben, dann geben sie's nur ungern für's Theatergehen aus.

In der Großstadt glaubt man, daß die reisenden Theatergesellschaften so gut wie ausgestorben sind, und daß Bühnenleiter vom Schlage Emanuel Strieses nur noch in der Mythie fortleben. Und nun stand ich vor einem Theaterzettel, der mir schwarz auf weiß bezeugte, daß die Schmiere in der Großstadt nur fälschlich tot-gesagt wird, daß sie nicht nur lebt, sondern sich auch des besten Wohlgefühls erfreut. Was ich hier las, gönne ich auch anderen zu lesen. Darum will ich den Inhalt des Anschlagzettels hier mitteilen. Ganz oben steht, wahrscheinlich um eine Mißdeutung des Zwecks des Unternehmens von vornherein auszuschließen, in besonders fetter Schrift: Theater. Die Direktion führt eine Dame, als Leiter des Unternehmens aber erscheinen ihr Ehegemahl und ihr Schwager. Unter dem Strich, der Firma und Namen der Lenker des Theaters vom übrigen Wortlaut der Ankündigung trennt, steht ein Gedicht: Der Dichter an seine Jugend: „Sag mir das Wort, das so oft ich gehört; lang lang ist's her, lang lang ist's her. Sing mir das Lied, das bereinst mich bedrückt; lang lang ist's her. Lang lang ist's her.“ Und dann: „Revität! Im 1. Hoftheater in Wien über 200 mal aufgeführt. Repertoirestück aller großen Bühnen. Hier noch nie gesehen. Zugend. Drama in 3 Akten. Meisterwerk von Max Halbe.“ Dem Personenverzeichnis, das bis auf eine Ausnahme, nur Namen enthält, die der Direktor seinen Kindern über dem Tausenden gegeben hat, folgt der gestrenge Vermerk: „Kinder unter 14 Jahren haben zu dieser Vorstellung keinen Zutritt“. Aber gleichsam wie selbst erschreckt über den kategorischen Ton dieser Verordnung fährt die Direktion fort: „Berechnungswürdig! In diesem neuesten Werke beweist der Autor, daß er der berufene Schöpfer feilscher Entwickelungen und feilscher Konflikte ist; was seinem Meisterwerk Jugend den Hauptwert verleiht, ist, daß es der Verfasser verstanden hat, das heilsame und kleinste der Menschenleben mit voller Klarheit zu schildern; den Gedanken, die Tat, das Kolorit, die Kunst des Autors, Stimmung zu erwecken, vornehmlich die brillante Technik des Stückes erwecken wollte Teilnahme. Die Steigerung wächst von Akt zu Akt und hält bis zum Schluß die Gemüter in äußerster Spannung. Wir haben keine Kosten gespart, um dieses neueste Werk anzuführen und hoffen, unsere Bemühung, Ihnen auch das neueste nicht vorzuenthalten zu wollen, durch zahlreiche Besuch belohnt zu sehen. Dies wünscht die Direktion, in deren Wohnung der Karten-Vorverkauf für sämtliche Vorstellungen stattfindet.“ Von den Preisen der Plätze wird erzählt, daß ein Sperrfing eine Krone, der erste Platz 70 Heller, der zweite 50 Heller und ein Stehplatz 30 Heller kostet.

Ich priese mein Schicksal, daß es mich gerade an dem Tag in das Dorf geführt hätte, an dem halbes Meisterwerk „Jugend“ zur Aufführung gelangen sollte. Nicht, als ob der Spielplan des Theaters nicht noch andere Stücke umfaßt hätte, die des Ansehens unwürdig gewesen wären. Ich bin davon überzeugt, daß das Schauspiel „Don César oder König und Lautenschlägerin“ mit seinen zehn Gesangsnummern oder das Trauerspiel „Mannella oder Die Näherin ihrer Mutter“, ferner „Emilie oder Das Ehebruchsdrama im Forsthaus“ (Auch hier haben Kinder unter vierzehn Jahren keinen Zutritt) nicht minder „Stimmung und warme Teilnahme“ zu erwecken imstande sind, die „Jugend“ aber gehört zu meinen besonderen Lieblingsstücken. Und darum überlegte ich es mir keinen Augenblick, die Wohnung der Direktorin zu erfragen, um mich mit einer Einlaßkarte für das Theater zu versehen.

Ein junges Mädchen unterrichtete mich davon, daß die Frau Direktorin in der „Morgenröte“ wohne. Dort fand ich sie auch in Gesellschaft zweier ihrer Töchter, von denen die eine Geige spielte, während die andere Papierwidel in ihre blonden Haare focht. Die Pringvalin der Linde beschäftigte sich mit einem Keller dampfender Kartoffelsuppe, deren Duft sich über die Schwelle des Gemachs verbreitete, um die ganze „Morgenröte“ zu erfüllen. Als ich ein-

getreten war, hatten die Töchter Geigenpiel und Kochenwideln unterbrochen.

„Verzeihen Sie die Störung,“ sagte ich höflich. „Darauf die Direktorin in klassischem Deutsch erwiderte: „Hat nichts zu bedeuten.“

„Geschmeichelt rüde ich mit meinem Wunsch heraus.“

„Ne Sperrfing wulln Se? Josefine, gib od den Harrn ä Sperrfing. In dar art'n Reihe, da kenn' Se nämlich am scheinsten jahn'n.“

„Der Herr Direktor nicht zu Hause?“

„Ne, dar is Requisite zum abholn gegangen.“

„Wird es heute abend gut besucht sein?“

„Nischt ward sein! Zeit werd's zum Aufhängen! De Zeit hon keen Geld nich. Wenn ich noch af die Biene spring' mecht, lām se od noch nich. Ich dank od schein...“

Sie nahm meine Krone in Empfang, spudte auf die Münze und berahrg sie sorglich in einer Zigarrenschachtel. Dann machte sie sich wieder über ihre Kartoffelsuppe her.

Um acht Uhr sollte die Vorstellung beginnen.

In dem Saal, in dem jetzt Thalien geübt wird, finden zu gewöhnlichen Zeiten Tanzunterhaltungen statt. Bis vor wenigen Wochen waren in ihm galizische Flüchtlinge einquartiert gewesen. Ein Viertel des Raumes gehört der Bühne. Auf dem Vorhang ist die bekannte Göttin zu sehen, die sich stets in stark ausgeschlittenem Zustand zu zeigen pflegt. Witten vor dem Vorhang steht der Einlasskasten. Als wichtigster Teil der Bühne ist er besonders groß geraten und ganz mit grünem Papier überklebt. Wie ich später wahrnahm, scheint er aber trotz seiner Geräumigkeit bloß als Jierstück zu dienen, denn er bleibt während der Vorstellung unbewohnt; der Einlasser steht hinter einer Kulisie. Werden die Pausen im Dialog allzu empfindlich lang, dann steckt er seinen Kopf auf die Bühne und spricht an Stelle der Schauspieler, die den Text vergessen haben.

Ich war der erste Theaterbesucher. Außer mir befanden sich nur zwei Menschen im Saal: der diensthabende Feuerwehrmann, der einen Stehplatz inne hatte, sich auf die Kante setzte und an Asthma zu leiden schien, und die Plakatwischerin, die wohl die Großmutter des Direktors war. Ich wurde äußerst liebenswürdig empfangen und zu meinem Vergnügen recht weit vom Orchester gesetzt.

Kun sah ich da und studierte den Vorhang. Mittlerweise waren die Darsteller erschienen, die sich durch den Saal hinter den Vorhang begaben. Der asthmatische Feuerwehrmann verließ seinen Stehplatz, um ebenfalls hinter dem Theater zu verschwinden. Entweder lag er dort der vorgeschriebenen Feuerinspektion ob, oder er trant ein Glas Bier, um einen bereits ausgebrochenen inneren Brand zu löschen... .

Der Zuschauerraum füllte sich. Titel, Autorsname und die angegebene Spannung, die von Akt zu Akt wachsen sollte, hatten ihre Wirkung vornehmlich auf den weiblichen Teil der Ortsbevölkerung ausgeübt. Das Publikum, das gekommen war, die „Jugend“ zu sehen, bestand fast durchweg aus Mätrinnen, die sich in der angeregtesten Weise über die Brot- und Meißlarten unterhielten. Schlag halb neun Uhr war es im Orchesterraum lebendig geworden. Vor dem Pianino sah die Direktorin, die am Mittag ihre Kartoffelsuppe gelöffelt hatte und an den beiden Kulissen standen ein Mann mit grauen Haaren, der aber trotzdem Anleihen trug, ein etwa acht-jähriger Junge, der die Haare bis zur Bewußtlosigkeit geschnitten hatte und das Mädchen, das ich in der direktorialen Wohnung bereits kennen gelernt hatte. Da ertönte die Klingel. Die Direktorin griff zu den „Perlen der Tonkunst“, Greis, Sinabe und Mädchen stemmten die Geigen gegen das Kinn und die musikalische Einleitung zu Halbes „Jugend“ begann. Der „Hoch Habsburg“-Marsch von Král.

Was in der „Jugend“ vorgeht, weiß jeder, der der deutschen Schaubühne auch nur einigermaßen Freund ist. Das Zimmer im Hause des Pfarrers Hoppe spiegelt auch hier die Behaglichkeit seines Herrn wieder. Alles wirkt recht hübsch und gut gewesen, wenn die Dielen im Pfarrhaus keinen so schrecklichen Lärm gemacht hätten. Aber ich bin fest davon überzeugt, daß der Fußboden auch dann ein entsetzliches Geräusch verursacht hätte, wenn ein Mäuslein über ihn gelaufen wäre. Um wie viel dröhnender mühten auf ihm die Stiefel Pfarrer Hoppes, Kaplan Schjgorstys und Amandus' zur Geltung kommen. Wenn einer von ihnen einen Schritt tat, so meinte man das Donnern des ausbrechenden Vesuvs zu vernehmen. Selbst Annahens Eisengang konnte der Takkraft der Bretter, die wahrscheinlich über leere Bierfässer gelegt worden waren, keinen Abdruck tun.

Das Spiel ging vor sich. Ansehen war wirklich allerliebst, und man mußte es ihr im Hinblick auf ihre mehr als gefällige Er-

scheinung wohl verzeihen, daß sie auch nicht ein Wort ihrer Rolle konnte. Sie holte daher den Teil des halbes Meisters, der ihrer Darstellung zufiel, aus der rechten Kulisie. Sie und das Publikum waren ganz Ohr. Da sie fürchtete, daß das Geräusch der Bretter, die auch für sie die Welt bedeuten, die Wirkung ihres Spiels beeinträchtigen könnte, so suchte sie, so oft sich einer ihrer Partner in Bewegung setzte, den Donner zu überhören. An dem Kaplan fiel mir wiederum auf, daß er beständig statt t — d sagte. So sprach er von einem Tag des Herrn, von einer christlichen Tat und von dem Heilhaftigwerden göttlicher Gnade. Als er Jhinderhut und Brevier ergriff, um zur Kirche zu gehen, spendeten ihm die Mätrinnen im Publikum starken Beifall. An dem guten, vertrauensvollen Pfarrer Hoppe ließ sich nur tabeln, daß auch er stark in Kunstpausen arbeitete. Wenn die Hilfskraft in der Seitenkulisie einmal tief Atem schöpfen mußte, dann kam es wohl vor, daß der Pfarrer, der Kaplan und Ansehen im Stillen sahen und sich, ohne ein Wort zu sprechen, lächelnd in die Augen sahen. In foldert Augenblicken vernahm man nur den asthmatischen Feuerwehrmann, der mit seinem kurzen Atem auf dem Stehplatz stand und jeden Moment darauf gefaßt war, daß ein Feuer auskommen könnte.

So ging Szene auf Szene vorbei. Alles ging zu wie im Busche. Hans, der stolte Hans erschien, verfolgt von den mißtrauischen Wäiden Amandus! Der Pfarrer hatte ihm Wein auftragen lassen. Das war der Farbe nach echter Rotwein und dem Geschmack nach schien's auch echter Rotwein zu sein, denn Hans benötigte die Gelegenheit: er trugte den Regiebemerkungen und trant mehr Gläser, als der Dichter vorgegeschrieben hat. Wenn Ansehen mit den schrillen Tönen ihrer Stimme: „Hanschen, mein Hanschen!“ schrie, dann fiel der Vorhang und die Muse bekam wieder ihr glattes Gesicht und das Orchester intonierte den hübschen Walzer aus dem „Lieben Augustin“ und zum Schluß, bevor der böse Schuß aus der Plüte des Amandus gefallen war, die Mazurka aus dem „Beitelschütz.“

Im Lauf der nächsten Woche soll das Schauspiel „Der fliegende Holländer“ mit Gefangenenlagen von Richard Wagner in Szene gehen. Ich habe mich gleich nach Schluß der „Jugend“-Aufführung auf einen Sperrfing für diese Vorstellung vorgemerkt.

Vom Meere bis nach Arras.

Der Kriegskorrespondent des Amsterdamer „Algemeen Handelsblad“ hat eine Fahrt längs der ganzen nordwestlichen Front der Alliierten, von Neuport bis Arras, unternommen und berichtet nun über seine Eindrücke in dem obengenannten Blatte. Wir entnehmen daraus folgendes:

Dieser Tage habe ich die Situation längs der ganzen Front von Neuport bis Arras in Augenschein nehmen können. Ich war in St. Joris, als dortselbst, am 6. und 7. Mai einige heftige Gefechte stattfanden. Die französischen Marineinfanterien hatten Verstärkungen erhalten und so glückte es den Bundesgenossen, am 7. Mai einige merkbare Vorteile zu erringen. Freilich war das nicht so einfach. Die Deutschen liehen einen Hagel von Projektilen regnen und man bedenke, daß, wenn es den Verbündeten glückte, sich längs St. Joris und Lombartzhe vorzuschieben, die Stellungen der Deutschen bei Westende unaltbar geworden wären. An diesem Frontteil ist das Terrain hügelig, so daß einmal auf der einen oder anderen Düne aufgestelltes Geschütz einen großen Teil der Umgebung beherrscht. Die Verbündeten hatten hier nun eine ansehnliche Truppenmacht zusammengezogen. Eingeleitet wurde das Gefecht mit Artillerie- und Infanteriefeuer zugleich und nach einem hartnäckigen Kampfe behaupteten die Bundesgenossen nicht nur das Terrain, sondern hatten auch noch Gelegenheit, es sehr stark zu besetzen. Das schien ihnen sehr zuzustatten zu kommen. Denn schon in der nächsten Nacht wurden sie von den Deutschen angegriffen. Diese hatten scheinbar aus eine gewisse Erschlaffung gerechnet, die früher tatsächlich oft eingetreten war, wodurch dann am Tage errungene Vorteile verloren gingen. Diese Möglichkeit hatte man jedoch vorausgesehen und als in der Nacht die Deutschen sich näherten, wurden sie entsprechend empfangen.

Ich befand mich gerade im Wachquartier, einem halbvernichteten Häuschen, als die Meldung von dem drohenden Angriff kam. Sofort wurde alles alarmiert, Raufgrabenmannschaften wie Reservisten, und in kürzester Zeit standen Tausende bereit, für den Fall, daß es nötig war. Doch dessen bedurfte es nicht. Scheinbar hatten die Deutschen nur eine Ueberraschung geplant, denn sie zogen sich zurück, als sie merkten, daß die Verbündeten nicht schliefen. Ganz ohne Kampf verlief freilich diese schöne Frühlingsnacht nicht. Mit dem Mäuschen des Meeres vermischt sich die scharfklingenden

Die Erweckung der Maria Carmen.

Von Ludwig Brinkmann.

Doch richtig frei fühle ich mich erst, wenn ich in meinem Walde, in der Einsamkeit bin, fern von diesem Gewimmel der Menschen, lediglich in der Gesellschaft der Bäume. Wohl ist es mir dann auch schwermütig zu Sinn. Es klingt wie ein Paradoxon; meinem Gefühle nach ist es aber keines. Der Pessimismus scheint meine wahre Natur zu sein.

Ich bin vielleicht anders veranlagt als die Mehrzahl der Menschen; oder bilde ich es mir nur ein, da ja über solche Dinge kaum jemand spricht? In allen kleinen Dingen des Lebens, bei meinen Arbeiten, für meine nächsten Pläne besetzt mich ein unverwundlicher Optimismus, der mir vieles gelingen und, wenn etwas fehlschlägt, mich den Fehlschlag mit Gleichmut ertragen läßt; meine Freunde sprechen von meiner glücklichen Hand, und ich fühle manchmal selbst etwas davon; schon als Knabe ging es mir so, wenn ich im Garten meines Vaters pflanzte; jedes Kräutlein gedieh mir da. Doch wenn ich zur Ruhe komme, in einer kontemplativen Stunde, da quälen mich unbeantwortbare Fragen nach dem letzten Zwecke von all dem, und mir kommt es so nutzlos, so leer, so ungreiflich ziel- und planlos vor, was wir da treiben. Ich weiß wohl, welche Schmerzen mir in solchen Stunden bevorstehen, doch immer wieder gehe ich ihnen nach, immer wieder drängt es mich hinaus in die Nacht, in den rauchenden Wald, in die Höhen des Gebirges, als müßte ich endlich finden, was ich überall suche, als müßte mir endlich Klarheit werden, da ich so arg im Dunkeln tappe.

So habe ich heute wieder lange in meinem Walde ge-essen; aber schließlich fühlte ich, daß es doch besser wäre, ich wanderte wieder ins Dorf zurück.

Der Wald ist ziemlich gelichtet. Was jetzt noch steht, mag erst zu größerer Nützlichkeit heranwachsen. Stuart möchte ja noch weit mehr herausholen, selbst die dünnsten Bäumchen in Schienenschwellen umgewandelt haben; aber da leiste ich ihm doch Widerstand. Und er ist nicht Räuber genug, um mir nicht recht zu geben.

Als ich zum letzten Male bei der Mine war, erzählten mir Stuart und Ward, daß unsere Holzproduktion sich einer gewissen Verblümmtheit in Lavide erfreue; sie haben sogar Aufforderungen bekommen, etwas von unserem Grubenholze abzutreten; und Ward hat berechnet, daß auf Grundlage der

offerierten Preise sich unser Wald und unsere aufgewandte Arbeit geradezu glänzend rentiert habe, so gut, wie man es leider von der Maria Carmen nimmer erwarten könne.

Das was mir lieb zu hören war, es doch ein Erfolg meiner Arbeit! Und ich habe nun wieder etwas zu bedenken und zu berechnen. Das Tal ist fast bis hinab nach Zuquila für guten Wald anbaufähig. Ich habe Erkundigungen eingehogen. Die ganze weite Fläche ist für wenig Geld zu haben. Natürlich müßte alles aufgefördert werden, auch das, was wir niedergeschlagen haben. Das ist eine lange, mühsame, kostspielige Arbeit. Aber es wird ihr ein reicher Lohn werden; mit jedem Jahre wird hier das Holz seltener und, wenn erst einmal mehr Minen im Distrikte angelegt sind, begehrter und wertvoller. Und dann die Kostlichkeit eines derartigen Besitzes, das Hochgefühl, das schönste Tal in der Einsamkeit des Hochgebirges sein eigen nennen können!

Aber noch einen anderen größeren Reichtum schließt dieses Tal ein, den Maniallepec, der vom Hochplateau des Gebirges in unseren Wald hinabstürzt. Er ist nicht allzu wasserreich; aber Cypriano versichert, daß er das ganze Jahr über fast die gleiche Wassermenge führt, und auf einer kurzen Strecke seines Weges hat er ein ganz bedeutendes Gefälle. Hier ein Turbinenwerk zu erbauen und elektrische Energie in den Minendistrikt von Lavide zu führen, müßte unschätzbaren Gewinn bringen. Alles in allem würden etwa fünftausend Pferdekraft zu erzielen sein, könnten also den Minenbesitzern des Tales von Oaxaca fünfzig Tonnen Kohlen im Tage sparen und sicher ihren ganzen Bedarf decken. Wenn dem Imparcial nur größere Kapitalien zur Verfügung ständen, liebe ich da schon etwas anzufangen.

Wie ich das so bedenke, fühle ich kaum noch Sehnsucht, in das Haus der Maria Carmen zurückzukehren. Ich träume schon davon, mir hier nach einem Jahrzehnt lohnenden Silbergrabens einen Herrensitz auf eigenem Grund und Boden anzulegen, ganz am äußersten Ende des Tales, fast am Grate des Gebirges, mir ein Haus dort zu bauen, das sich an die alten Granitwände anlehnt und weithin die Berge über-schaut, die sich allmählich zum Stillen Meere abdachen. Dort möchte ich wohnen, von dort könnten meine Gedanken fort-eilen, sich forttragen lassen von den Wolken und Winden, über das Große Meer hinaus, auf dessen Fluten sich alle Geschicke, alle Seligkeiten und Unseligkeiten der kommenden Völker erfüllen werden.

Ich lächle über die Seltamkeit meiner Träume. Manchmal wünsche ich mich als Patriarchen in diesem wilden Gebirge zu sehen, der über unermeßliche Flächen Landes gebietet, der ein stolzes Geschlecht von Söhnen und Töchtern

um sich aufblühen läßt, ein Eroberer des Alten, Brachliegenden und ein Schöpfer neuer Werte. Doch manchmal sehne ich mich auch nach des Einsiedlers weltlichem Dasein, der durch die rauschenden und doch verschwiegenen Wälder von aller Welt getrennt ist; sein granitgefügtes weites Haus erhebt sich zwischen den uralten Zypressen, die in wohlthuender Melancholie um den Weiher emporragen, darauf die schweig-samen Schwäne ihre langsame Bahn ziehen.

So durchschneiden sich immer in meiner Seele die Seh-nüchte des aktiven und des kontemplativen Lebens.

Manchmal fällt mir auch meine Diana von Chapul-tepec ein, die in nicht allzu weiter Ferne von hier weilt. Doch auch — hat es einen Zweck ihrer zu gedenken. Weiß ich sie zu finden? Kann sie mir noch einen Anknüpfungspunkt meiner Gedankenreihen geben? Weder für mein Patriarchentum noch für meine Einsiedelei wäre sie Ge-fährtin — und doch...!

Wir müssen sehen, wie sich alles gestalten wird.

Stuart ist gekommen; er hat sich auf ein paar Tage frei gemacht. Meine Bäume, die ich geschont, ließ er mir gottlob stehen. Und meine forstwirtschaftlichen Pläne haben ihm eingeleuchtet; er findet mein hydraulisches Projekt sogar großartig. Nun nahm er sich wegen des großen Anlaufes die verschiedenen armeligen Besitzer des Tales alle der Reihe nach vor und drückte die Preise gewaltig. Wir sondten ein ausgearbeitetes Projekt an Ward, der es sehr fäulerlich mit der Schreibmaschine zu kopieren und Vowell zu schiden hat, damit er seine Zustimmung gebe.

Dann sind wir zu einem großen Streifzuge bis zum Meere aufgebroschen. Immer mehr lerne ich hierbei Stuart bewundern. Er ist der geborene Sohn der Wildnis. Keine Schwierigkeit gibt es für ihn, keine Strapaze, keine Gefahr. In allen Notlagen des Lebens bleibt sein Humor unverwundlich. Ueberall bricht sich die Leidenschaft des Jägers und des Erzschürfers durch. Entweder verfolgt er die Spur eines Wildes, eines Ogelotl, der grimmigen Tigerkage, beobachtet den Flug der Vögel, um sich ihrer Standorte zu vergewissern, und spürt nach Adlernestern, oder er streicht mit Hammer und Meißel durch die unwirklichen Felsen, die Formationen des Gesteines, die Schichten und Lagerungen prüfend, ob sich nicht wertvolle Mineralien fänden. Von jeder Wanderung bringt er eine kleine Sammlung Felsstücke mit heim, um sie in seinem „Laboratorium“ — ein Würfel, ein Glas, eine Stachlamm und zwei oder drei Flaschen mit Säuren auf einer Fensterbank aufgestellt — zu analysieren. Fürwahr recht nützliche Kunst hierzulande. (Fortf. folgt.)

Schiffe der Gewehr und der explosive Knall der Handgranaten, die die Deutschen in großen Mengen benutzten, in der Hoffnung, Verwirrung anzustiften. Die französischen Marineoffiziere jedoch, die hier zu den Ufertruppen zählen, wichen nicht davor zurück, sondern hielten das einmal gewonnene Terrain hartnäckig fest.

Da ich nun wollte, daß oben an der Küste ein deutscher Durchbruch nicht möglich ist, setzte ich meine Tour landeinwärts fort. Und zwar längs Coghde, Wulpen nach Verne. Dort fand ich die Dinge nicht mehr so, wie ich sie vor einigen Monaten gesehen hatte. Die Projektile hatten wiederum eine Anzahl Häuser vernichtet und eine Menge Einwohner vertrieben. Viele Läden sind geschlossen. Zimmerlein konnte ich noch ein Quartier bekommen. Die Position der Verbündeten an diesen Punkten ist noch die gleiche wie früher.

Von hier aus zog ich längs Dirmuiden in der Richtung nach Ypern. Ich kam durch Costerke und Lambornisse, die gleichfalls entsetzlich gelitten haben. In Lambornisse z. B. ist die Kirche so beschädigt, daß das rechte Seitenschiff ineinanderfällt. Die Orgel ist total vernichtet. Einzelne Häuser sind total unbewohnbar geworden. Nichtsdestoweniger sind einige Einwohner damit beschäftigt, mit Brettern und Stützen sich notdürftig ihre Behausungen herzurichten.

Zwischen Zuidschote, Voeringhe und Dreeten war es, da Gefechts Terrain, unmöglich durchzukommen. Hier hatte Ende April ein Kampf gewütet, der tatsächlich fast einer Feldschlacht nachkommt. Die Umgebung zeigte noch deutlich Spuren davon. Überall längs den Wegen und Feldern waren noch zum Teil brauchbare Ausrüstungsgegenstände zu sehen, und hatte man unter den toten Menschen Ausräumung halten können, so nicht unter den getöteten Tieren. Die Verwundungen lagen hier und dort, zusammengesessene Wagen und Autos waren rechts und links der Wege geworfen und hatten einer späteren Ausräumung. Manches Touristenauto, das voriges Jahr an den Feldern und Wäldern vorbeifuhr, lag nun hier zertrümmert im Schlamme. Die Verluste müssen an diesen Punkten sehr groß gewesen sein. Auch einige hundert englische Offiziere sind gefallen. Umfangreiche Gräber bergen die Toten. Bemerkenswert ist, daß die mohamedanischen Soldaten auf eine Weisung der verschiedenen Regierungen hin, nach ihrem eigenen religiösen Ritus beerdigt werden.

Es ist merkwürdig, zu sehen, in welchem Zustand die Menschen ihre Wohnstätten verlassen, wenn sie unter feindliche Geschützfeuer zu kommen drohen. Einzelne scheinen so überrascht gewesen zu sein, daß sie den Rest ihres Mittagsmahles auf dem Tisch stehen ließen. Schränke und Schubladen stehen offen und zeigen von einem hastigen Mitnehmen von allerlei Dingen. In Dreeten sah ich, wie ein Kopf mit dem halberbrannten Essen auf dem Heerd stand. Die Bewohner waren da in der Tat nicht unvorsichtig geflüchtet, denn das Haus hatte nicht wenig gelitten und das ganze Dach war in Flammen aufgegangen.

Endlich kam ich ermutet nach Voperinghe. Auch dieser Platz hat in letzter Zeit viel unter dem Geschützfeuer der deutschen Artillerie gelitten. Die St. Jans Kruisstraat, die Kassel- und Gasthuysstraat waren nicht verschont. Nichtsdestoweniger sind noch eine Anzahl Menschen dageblieben. Ich sprach einen Schuhmacher, der seine Familie nach Holland gebracht hat, selbst aber mit philosophischer Ruhe den Ereignissen entgegensteht. Was vielleicht nicht mehr allzulange dauern wird.

Nachdem ich in Voperinghe ein wenig ausgeruht hatte, begab ich mich weiter in der Richtung nach Ypern. Ich vernahm nämlich, daß die Deutschen dort noch immer bemüht sind, den Verbündeten Terrain freizugeben. Mit einer Abteilung Engländer, die hier sehr zahlreich vertrieben sind, machte ich mich auf den Weg. Wir waren noch in Blamertinghe, 4 1/2 Kilometer von Ypern, als wir schon den Lärm des Kampfes vernahmen. Die Deutschen hatten sich, wie es hieß, mit aller Kraft auf die englischen Stellungen geworfen. Einerseits erfolgte der Angriff von Fortuin bei Westle und an der anderen Seite von Gheluwel aus. Der letztere Ort liegt circa 7 Kilometer von Ypern. Die Länge der Front war 12 Kilometer. Der Angriff war so ungestüm und heftig angelegt, daß die Engländer einen Teil ihrer ersten Laufgräben im Stich lassen mußten. Diese Gräben sind nicht von jeder im Besitze der Verbündeten gewesen, vielmehr waren es verlassene Gräben vom verfallenen Oktober, die damals, in aller Hast angelegt, jetzt ausgebaut werden sollten. Dazu schienen sie die Deutschen nicht kommen lassen zu wollen. Beim Rückzug konnten nicht alle mehr die rückwärtigen Stellungen erreichen, so daß einige Bataillone mit ihren Offizieren in Gefangenschaft gerieten.

Die Erde hier wird durch vier Straßen gekennzeichnet, die ein unregelmäßiges Viereck bilden. Die Artillerie, die längs den Straßen postiert war, trug nicht wenig dazu bei, das Vordringen der Engländer unmöglich zu machen. Dazu führten die Deutschen aus der Richtung Zonnebeke immer mehr Truppen heran. Nachdem die Engländer ihre ersten Gräben aufgegeben hatten, hielten sie weiter rückwärts mit neuen Verpfändungen stand. Ein mächtiges Gefecht bildete sich an, das mehrere Stunden dauerte. Alles was zur Deckung dienen konnte mußte her. Zusammengepackte Autos, wie Bauernwagen dienten dazu, den Weg zu verstopfen. Nun denke man sich das Zurückgehen nicht als eine regellose Flucht, bei der jeder seine eigene Sicherheit im Auge hat, sondern die hintersten Linien machen Schritt, während die vorderen schießend sie zu decken haben. Die vordersten Bataillone haben deshalb die schwerste Arbeit, und von den ersten Kompagnien bleibt in solchen Fällen wohl überhaupt nichts übrig. (Schluß folgt.)

An Italiens Ostküste.

Mit einem lächnen Vorstoße auf Italiens ganze Ostküste von Venedig bis herunter nach Barietta hat die österreichisch-ungarische Flotte den Seehandel eröffnet. Diese ganze Ostküste Italiens bildet bekanntlich eine der schwächsten Seiten seiner Lage und Verteidigung zur See. Ganz langsam und allmählich dringt sich von dem das Rückgrat der Halbinsel bildenden Apennin das Land ab, so daß das Meer an der Ostküste Italiens im Durchschnitt auf jede Seemeile um nicht mehr als einen Faden Tiefe zunimmt und daher die Schiffe sechs bis acht Kilometer vom Lande Anker werfen müssen. Im Norden haben die Flüsse einen Saum von Sandbänken und Dünen vor ihren Mündungen aufgeschüttet und die abgeschnittenen Meeresteile in träge Lagunen umgewandelt. Das ganze apenninische Meer aber streicht einformig und ganzrandig; Häfen fehlen auf einer Strecke von 100 deutschen Meilen gänzlich. Der Apennin scheidet an dreifig Ausläufer aus, die gleich Rippen an der Zentralrippe ansetzen, gegen das Meer hin sich allmählich verflachen, aber bis zum Monte Gargano, dem bekannten „Sporn“ Italiens, hin nirgends für größere Ebenen Raum lassen. So entsteht eine lange Folge von parallelen Quertälern und Küstenflüssen, deren Mündungen als Ankerplätze für Fischerboote ausreichen, für Seeschiffe unbrauchbar sind. Nur an zwei Stellen wird die Einformigkeit durch vorpringende Halbinseln unterbrochen: durch das Vorgebirge Conero, an dem Ancona liegt, und den massigen Monte Gargano. Ersteres bietet eine besuchte, aber ungeschützte Bucht; am Fuße des letzteren dehnen sich leichte Lagunen, die mit ihren Klässen die Luft verpesten und den Verkehr nicht anzuloden vermögen. Im äußersten Süden erst, wo die apulische Halbinsel vom Stamme des Landes sich löst, werden vorzügliche Häfen, wie Brindisi und Otranto angetroffen, die im Altertum wie heutzutage den Anforderungen des Verkehrs genügen.

Veruchen wir nach dieser allgemeinen Kennzeichnung der Ostküste Italiens von ihren einzelnen Teilen, deren Natur und Anordnungen ein Bild zu gewinnen, so besteht zunächst die Küste von der österreichischen Grenze bis gegen Venedig hin aus den Anshwemmungen von Piave, Tagliamento und Nonzo. Sumpfig und öde sind diese Striche; kein größerer Ort, kein Hafen ist dort zu finden, selbst das allberühmte Aquileja, das übrigens schon jenseits der italienischen Grenze liegt, hat sich weit ins Innere des Landes zurückziehen müssen. Aquileja ist als

Seebeherzerin dieser Gegend eine der Vorgängerinnen von Venedig, das dank seiner glücklichen Lage hinter den Lagunen zu seiner geschichtlichen Bedeutung gelangen konnte. Aber südlich von Venedig beginnt weithin wieder eine hafenslose, verkehrsarme Küstenstrecke. Der Po schiebt hier in einem sumpfigen, sandigen, sich unangelegentlich verändernden Delta seine trägen Wassermassen in die Adria ab, und südlich von ihm liegt wieder eine weite Lagune, die des Valle di Comacchio. Dieser durch die Sandmassen des Po abgeperrte, flache Meeresteil ist von allen Seiten her in Verwumpfung und Verlandung begriffen und nur als Laich- und Fangplätze für die Fischerei von Bedeutung. Früher haben die Apenninflüsse von Nemo bis zum Santerno sich in dies Becken ergossen und es so lang verkleinert, bis man die Wasser in Kanälen und Becken sammelte und längs seines Südrandes direkt in das Meer ableitete. Dadurch wurde auch der von Augustus vom Po abgezweigte Kanal, der bis Ravenna reichte, verflutet, und Ravenna, einst glanzvoll, ja selbst zeitweise Italiens Hauptstadt, ist verlandet, ins Land zurückgewichen, eine (von ihren Ruinenresten abgesehen) bedeutungslose Landstadt geworden. Daran konnte auch die Anlage eines neuen Außenhafens nichts mehr ändern, die 1786 erfolgt ist. Es ist dies Porto Corsini, wo jetzt ein Teil der Kämpfe stattgefunden hat; der wenig bedeutende Platz ist nur durch einen schmalen Kanal mit Ravenna selbst verbunden.

Wo der Apennin an das Meer herantritt, da liegt Rimini mit seinem gleichfalls steter Verlandung ausgelegten Hafen. Ein Schiffsfahrtskanal für kleine Segler und Fischerboote verbindet die Stadt mit der See und vermittelt den Warenaustrausch, vor allem die hier erhebliche Einfuhr von Fischen. Eine neue Bedeutung hat die durch die Geschichte und die Bauten des furchtbaren Geschlechtes der Palatessa berühmte Stadt in neuerer Zeit als Seebad erhalten. Rimini ist das nördlichste und zugleich auch das eleganteste der ganzen Reihe von Seebädern, die von hier ab an Italiens Ostküste einander folgen. All die kleinen Küstenorte dieser Gegend, wie Pesaro, Fano und Sinigaglia, sind alte Römeransiedlungen, deren jede ihre interessanten Denkmäler und Ueberreste besitzt, aber mehr wie Fischerorte haben sie heute alle nicht; sie sind ganz und gar stille Landstädte, und den Hafen bildet in Sinigaglia wie in Fano ein Kanal zum Meere hin. Bei diesen Verhältnissen ist es zu begreifen, daß Ancona an Italiens mittlerer Ostküste zu beherrschender Bedeutung gelangen konnte. Der Golf von Ancona ist herrlich. Er bildet fast einen Kreis, der ein 900 Meter langes und 87 Meter breites Becken faßt. So war denn Ancona auch schon seit uralten Zeiten ein vielbesuchter Hafen, aber seit die Stellung der Stadt als Freihafen mit der Gründung des Königreichs Italien im Jahre 1860 ein Ende hatte, war auch ihre große Blütezeit vorüber. Die Hilfsquellen der Stadt und des Hinterlandes sind vom neuen Italien nicht voll ausgenutzt und ausgebildet worden, und wenn hier ein Hamburger Dampfer anlegte, um Asphalt einzunehmen, so waren es die Deutschen, die die wertvollen Asphaltlager in den Abruzzen entdeckt und die Ausfuhr ihrer Ausbeute nach Ancona in die Wege geleitet hatten. Als Handelsstadt still und von geringerer Bedeutung bietet Ancona dem malerischen Auge reichen Genus. Am Nordabhange des isolierten Apennin vorgelagerten Monte Conero zieht sich zwischen zwei Vorgebirgen die Stadt amphitheatralisch den Berg hinauf mit engen Straßen in der Tiefe, einem weiter gebauten, neuen Viertel auf der Höhe und den alles beherrschenden Festungswerken über dem Hafen am Monte Sgagno.

Lassen wir Ancona hinter uns, um weiter nach Süden zu wandern, so treffen wir wieder auf öden, nur mit einigen Fischerdörfern besetzten Strand. Schier werelassen träumen diese kleinen Dörfer und Städtchen am heißen Meer der Adria, umkränzt von ihren Nebbergen und Olivenhainen. Erst die isolierte, mächtige Masse des Monte Gargano, der geschlossenen Forste von Buchen und Eichen zur Küste hinabstreckt, unterbricht die Eintönigkeit der Küstenfahrt. An der Südseite dieses „Sporns“, durch den Gargano gegen die kalten Nordwinde des Winters und des Frühjahrs geschützt, liegt Manfredonia, das sich durch seine üppige Vegetation und gartenähnlich ausgebaute Umgebung auszeichnet. Seinen Namen hat es von dem Hohentausenkönig Manfred, der die Stadt begründet hat. Erst wenn wir Barietta erreichen, beginnt die gedrängte Reihe der Häfen Apuliens, die mit Barietta beginnt und mit Brindisi endet. Gemeinsam ist allen der unangenehme Ankergrund, der Mangel an geschützten Buchten und die unablässig drohende Verlandung. Es sind weiche, in der heißen Sonne Apuliens glühende Städte, an deren Kais sich jedoch ein flottes Handels- und Verkehrsleben entfaltet, und besonders Barietta mit seinem bedeutenden Weinhandel ist eine rege und betriebsame Stadt.

Die „Einbürgerung“.

Häufig genug kann man noch hören und lesen, daß zur Bezeichnung der Aufnahme eines Bürgers, der bisher nicht deutscher Staatsbürger gewesen ist, in unserem Staatsverband die häßlichen fremdsprachigen Ausdrücke „naturalisieren“ und „Naturalisation“ angewandt werden. Es scheint vielen noch nicht bekannt zu sein, daß diese beiden Bureaukratismenwörter bei und kein Bürgerrecht mehr bedeuten. Das deutsche Reichs- und Staatsangehörigkeitsgesetz vom 22. Juli 1913, das am 1. Januar 1914 in Kraft getreten ist, hat sie ausdrücklich durch die gut deutschen Bezeichnungen „einbürgern“ und „Einbürgerung“ ersetzt. Zu bedauern hat man nur, daß unsere bureaukratische Welt nicht schon früher auf diese glückliche Verdeutschung verfallen ist. Der Ausdruck Naturalisation gehörte ursprünglich nur der Sprache der Sprachgelehrten an und ist aus dieser in den Wortschatz der Verwaltungssprache gewandert. Als naturalisierte Wörter bezeichnen die Sprachgelehrten im 17. Jahrhundert solche Wörter, die zwar einer fremden Sprache entstammen, aber in unserer Sprache Bürgerrecht erlangt haben, wie beispielsweise das Wort „Mauer“, dem das lateinische Wort murus zugrunde liegt. Die Sprachgelehrten haben schon längst das Wort „naturalisieren“ in dieser Bedeutung durch den gut deutschen Ausdruck „einbürgern“ ersetzt; sie verwenden diesen schon seit mehr als 100 Jahren, die Verwaltungssprache hat aber bis jetzt unentwegt an den Wortungen „Naturalisation“ und „naturalisieren“ festgehalten. Man hat die in Rede stehende Verdeutschung deswegen als besonders glücklich anzusprechen, weil man bei ihr mehrere sehr schlimme Fehler vermieden hat, die vielen in der neuesten Zeit unternommenen Verdeutschungsversuchen anhaften. Einige Beispiele sollen dies klar machen.

An sich läßt sich gegen die Ersetzung der Wörter „Phantastie“ und „Kunst“ durch „Einbildungskraft“ und „Tonkunst“ nicht das geringste einwenden, und doch haben sich diese beiden Verdeutschungen als unbequem und unpraktisch erwiesen. Der Grund liegt darin, daß von den beiden Verdeutschungen nur das Wort „Tonkunst“ die Ableitung „Tonkünstler“ zuläßt, während sich von den beiden fremdsprachlichen Wörtern eine größere Anzahl anderer Ausdrücke ableiten lassen, wie „Phantast“, „phantastieren“, „phantastisch“, „Musiker“, „Musikant“, „Musikus“, „musikieren“, „musikalisch“ und „Musikalien“. Die Tatsache ist nun einmal nicht aus der Welt zu schaffen, daß die Fremdwörter in weit höherem Maße als die Wörter unserer Sprache uns die Möglichkeit gewähren, aus ihnen durch Ableitung neue Ausdrücke zu bilden. Die deutsche Militärverwaltung hat das Wort „Quartier“ in seiner besonderen militärischen Bedeutung durch den deutschen Ausdruck „Ortsunterkunft“ ersetzt. Das ist ebenfalls das Muster einer Verdeutschung, wie sie nicht sein soll. Denn erstens ist das aus drei Bestandteilen zusammengesetzte Wort „Ortsunterkunft“ allzulange und zu schwerfällig, so daß es weitere Zusammenfassungen direkt unmöglich macht. So kommt es, daß man trotz der Verdeutschung für „Quartier“ daneben die Bezeichnung „Kotquartiere“ beibehalten hat. Der Hauptfehler der in Rede stehenden Verdeutschung liegt eben darin, daß sie gleich den oben erwähnten Verdeutschungen nicht einmal die Bildung eines entsprechenden Zeitwortes zuläßt, das bei dem Worte „Quartier“ ohne weiteres durch das Wort „einquartieren“ gegeben ist. Wollte man „einquartieren“ mit Juhilfenahme des Wortes „Ortsunterkunft“ verdeutschend, so müßte man zu diesem Zweck eine

lange schwerfällige Umschreibung vornehmen. Man tut dies aber vernünftigerweise nicht, sondern verwendet noch wie vor das bequeme und praktische Wort „einquartieren“. Alle diese Nachteile, die die unglückliche Ersetzung von „Quartier“ durch „Ortsunterkunft“ aufweist, sind glücklicherweise bei der Wiedergabe des bisher in der amtlichen Sprache üblichen Ausdrucks „Naturalisation“ durch das gute deutsche Wort „Einbürgerung“ vermieden worden, denn dieses ist bequem, praktisch und kurz, jedenfalls kürzer als das schwerfällige Fremdwort; dann aber ist bei ihm ohne weiteres das Zeitwort „einbürgern“ gegeben.

Kleines Feuilleton.

Berlin als hellste Weltstadt.

Berlin steht mit der Beleuchtung seiner Straßen wohl an erster Stelle und sucht diesen Platz auch zu behaupten, indem es alle erfolgsversprechenden Neuheiten auf dem Gebiete der Beleuchtungswissenschaft im weitesten Maße einführt. So geht es mit der Freigabebeleuchtung allen anderen Städten mit gutem Beispiel voran und hat im vorigen Jahre zu den bereits vorhandenen über 4000 Freigabelaternen 808 neue aufgestellt, wodurch deren Zahl auf rund 5000 Stück mit einer Leuchtkraft von 10 Millionen Kerzen stieg. Auch in der Erleuchtung der menschlichen Laternenanzünder ist Berlin weit vorgeschritten. Flammen doch die Freigabelaternen abends zur bestimmten Zeit alle selbsttätig ziemlich zu gleicher Zeit auf, um morgens ebenso rätselhaft wieder zu erlöschen. Ebenso ist man jetzt bemüht, auch alle anderen Gaslampen von der Gasanstalt aus zu passender Zeit anzuzünden und auszumachen. Der anscheinend rätselhafteste Vorgang beruht darauf, daß man abends und morgens, wenn die Lampen ein- oder ausgeschaltet werden sollen, auf der Gasanstalt den Gasdruck etwas erhöht. Dadurch wird eine Schalthvorrichtung ausgelöst, die das Aufblühen und Erlöschen der Lampen bewirkt.

Augenverletzungen beim Kriegsspiel.

Die Kriegsspieler, die jetzt in der Jugend grassiert, führt leider häufig zu ernsthaften Verletzungen. Beachtenswert ist, was Prof. Dr. Otto Schnaudigl, Vorstand der Universitäts-Augenklinik in Frankfurt, der „Frankf. Zeitung“ zu diesem Thema schreibt: Seit Kriegsbeginn habe ich eine solche Masse schwerer Augenverletzungen, die beim Spielen entstanden sind, zu Gesicht bekommen, daß ich es für gerechtfertigt halte, davon die Öffentlichkeit zu unterrichten.

Unsere Jugend geht im Sturm der Kriegsbegeisterung und im Haß gegen den fingierten Feind sehr oft zu weit. Holzäbel, Lanzen, Steine als Wurfgeschosse richten ab und zu schweren Schäden an. Wenn nun noch unvernünftige Eltern kleinen und halbwüchsigen Jungen Luftgewehre und Leichenschenkel, entsetzlich die schwersten Verletzungen. Ich greife aus dem Material der Klinik nur einiges heraus, um den Unfug, der beim Spielen getrieben wird, karazuliegen:

Ein Wurfgeschoss von Holz trifft mit der Spitze, die sorgfältig geschmiedet war, einen 13jährigen Jungen unten links Aug, dringt zwischen Auge und Unterlid ein, zerreiht den Muskel der das Auge nach unten bewegt, und reißt den Sehnerben aus dem Augapfel, wie man einen Stiel aus einer Birne zieht. Totale Erblindung, Schielen des Auges nach oben, maximal weite Pupille. — Dieb mit dem Holzäbel, Bluterguß in das Auge, Heilung ohne Schaden. Zum Glück waren die inneren Augenorgane nicht stärker verletzt. — Lanzenstich zwischen zwei Gymnasialjahren; die Lanzen sind zur Verschärfung des Zweikampfes mit langen Nägeln versehen; genaue Durchbohrung des einen Auges, das entfernt werden muß. — Säbelschnitt mit Wunde, der das Auge eines dreijährigen Mädchens durchbohrt. Heilung nach Operation. — Steinwurf mit schwerer innerer Blutung. Heilung nach vierzehntägigem klinischen Aufenthalt. — Pfeilschuss mit geschinigtem Pfeil; das Opfer ist ein fünfjähriger Knabe. Das Auge ist durchbohrt, die Regenbogenhaut vor gefallen. Heilung nach Operation.

Solcher Fälle könnte ich noch eine Reihe anführen, will aber nur noch sechs schwere Schußverletzungen angeben: Schrotkugeln mit Leichenschenkel durch ein Kellerefenster schendend fünfjährigen Jungen. Beide Augen zerstört. — Fünf Schüsse mit dem viel annoncierten „Diana-Luftgewehr“, dessen hohe Durchschlagskraft, wenigstens was Menschenaugen anlangt, ich der Fabrik behaupten kann. Vier Augen wurden schwer verletzt, drei nach Ausheilung der Blutungen am Sehnerbenknopf und in der Reghaut wieder hergestellt, das Schicksal eines vierten ist noch unentschieden, jedenfalls wird eine Einbuße an Sehbildung zurückbleiben, ein fünftes Auge mußte ich entfernen. In diesem letzten Fall war ein Stück harter Gummi als Geschoss verwendet worden, der das Auge des siebenjährigen Opfers glatt durchschlug und eine für das andere Auge gefährdrohende Entzündung auslöste, so daß das verletzte Auge nicht mehr zu halten war.

Ich denke, daß die angeführten Fälle genügen, um diesen Verletzungen „hinter der Front“ mit ihren schweren Folgen und den nachkommenden Klagen auf Schmerzensgeld und Ersatz Beachtung zu schenken. Wahrscheinlich haben Kollegen ähnliche Erfahrungen gemacht.

Ich will nicht wieder der Schule die Aufgabe auferlegen, hier durch Ermahnungen Wandel zu schaffen; ich glaube, daß die Eltern in erster Linie da zusehen müssen, ihre Kinder vor Schaden zu bewahren und sich selbst, da sie hauptsächlich sind. Daher sollte man Kindern und unreifen Jungen keine Gewehre schenken, die solche Verletzungen verursachen können, und Eltern, deren Kinder mit demart bewaffneten Altersgenossen spielen, verbieten am besten jeden Verkehr, bis die Schußwaffen eingezogen sind.

Das Gift der Brennessel.

Ueber die chemische Zusammensetzung des Brennesselgiftes hat man bisher wenig Genaues gewußt. Einige Forscher haben es analog den Sekreten der Abwehrorgane verschiedener Tiere und Pflanzen für Ameisensäure gehalten. Auch hat Ameisensäure gleich wie das Brennesselgift die Eigenschaft, unter die Haut gelangt, diese zu reizen und zur Quaddelbildung zu veranlassen. Das Gift stammt bekanntlich aus den Brennhaaren der Brennessel (Urtica urons). Die Haare sind verkalkt und verkieselt, daher steif. Wenn die Spitze berührt wird, bricht sie ab, und die in dem Haarkanal enthaltene Flüssigkeit tritt heraus. Untersuchungen, die mit dieser Flüssigkeit von Dr. Karl Verhart angestellt worden, haben, wie in der Wiener „Tierärztlichen Monatschrift“ mitgeteilt wird, den Erfolg gehabt, daß zwei wirksame Substanzen aus dem Brennesselgift isoliert werden konnten. Die eine war eine anorganische Verbindung, die das Element Kalium enthielt. Dieses Salz, in die Haut von Tieren gebracht, erzeugte die für Brennesselgift typische Quaddeln. Von viel größerer Wirkung aber war der zweite Bestandteil, dessen genaue chemische Konstitution aber nicht ermittelt werden konnte. Offenbar handelt es sich um einen organischen Körper. Wenn das Gift in den Kreislauf dringt, kann es zu allgemeinen schweren Vergiftungserscheinungen führen, die sich in hochgradigen Erregungszuständen und starker Ueberempfindlichkeit der Nerven äußern. Bei großen Tieren sind die Erscheinungen vorübergehender Natur, bei kleineren können sie tödlich enden.

Notizen.

— Vorträge. Im Deutschen Monistenbund spricht Freitag, den 28. Mai, abends 8 Uhr, im Rollendorfs Hof, Wilstr. 2, Dr. Modtauer über „Die Philosophie der Freudschen Lehre“. — Der Wülfener Ingenieur Prof. Gruber spricht Freitag, den 28. Mai, abends 8 Uhr, in den Kammerfläßen, Letzower Straße, über „Krieg, Frieden und Biologie“. Karten kostenlos am Saalingang.

— Ein bekannter Gabelsberger Stenograph, Prof. E. Clemens, der Leiter der sächsischen stenographischen Landesamts, ist gestorben.